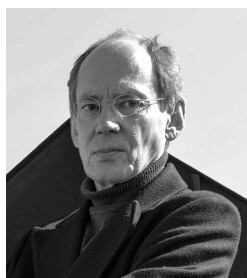


FRANZ-MARIA SONNER
GREGOR MENDEL
BEGEGNET DEM
SCHICKSAL
NOVELLE



EDITION NAUTILUS



FRANZ-MARIA SONNER, geboren 1953 in Tutzing, lebt in München und Hannover. Er schreibt Hörspiele und Romane und ist Träger des Glauser-Preises. In der Edition Nautilus hat er unter seinem Pseudonym Max Bronski die Kriminalromane *Halder* und *Urs der Berserker* veröffentlicht. 2023 wurde Franz-Maria Sonner mit dem Radio-Bremen-Krimipreis ausgezeichnet.

FRANZ-MARIA SONNER

Gregor Mendel begegnet
dem Schicksal

Novelle

Edition Nautilus

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
D - 22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2024
Erstausgabe September 2024
Umschlaggestaltung:
Maja Bechert
www.majabechert.de
Porträt des Autors Seite 2:
© Peter Frese



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-372-5



BEHERZIGUNG.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Wenn ich auch manch bittere Stunde
in meinem Leben miterleben musste,
so muss ich doch dankbar anerkennen,
dass die schönen, guten Stunden
weitaus in der Überzahl waren.

JOHANN GREGOR MENDEL

Meine Fuchsiansämlinge pro 1882.
Prälat Mendel (Sämling von der Fuchsia
monstrosa), sehr groß, hellblau und
ins Violett übergehend, stark gefüllt,
regelmäßiger Bau, Sepalen hell, gehoben,
sehr schön und früh blühend.

JOHANN NEPOMUK TWRDY

DIE GASLATERNEN BELEUCHTETEN die Fassade des Wiener Nordbahnhofs nur spärlich, seine Rundbögen blieben in Grau gezeichnet. Die Droschke, die in schneller Fahrt herangekommen war, hielt vor der Eingangshalle. Ein beliebter, schwarz gekleideter älterer Herr kroch mühsam aus dem Coupé, reichte dem Kutscher das Fahrgeld hinauf und winkte einen Dienstmann heran, der an einer der hochaufragenden Eingangssäulen lehnte. Er kam herbei und hob den Koffer aus der Droschke.

»Nach Brünn?«

Der Angesprochene setzte seinen Zylinder auf und nickte. Unter den Arm geklemmt hielt er eine Ledertasche.

»Dann pressiert's aber!«

Vom Bahnsteig her war das durchdringende Schlagen einer Glocke zu hören.

»Gehen Sie voraus und verstauen Sie das Gepäck! Ich bin gleich da.«

Der alte Herr versuchte mit dem anderen Schritt zu halten. Man sah das Bemühen, man spürte seine Anstrengung: Er reckte den Kopf nach vorne und ruderte mit den Armen, aber der Versuch eines beschleunigten Gangs geriet ihm wegen seiner Körperfülle zu einem Waten.

»Welcher Wagen?«

»Erste Klasse!«

Der Dienstmann stieg die Treppen in der Eingangshalle hoch, die Reisende auf das Niveau des Bahnsteigs brachten, während der alte Herr sich einem der Schalter zuwandte, um das Billett zu lösen. Aufmerksam musterte der uniformierte Kassierer sein Gegenüber und korrigierte die Erwiderung, die ihm auf der Zunge lag, als er hörte, dass eine Fahrkarte der ersten Klasse verlangt wurde, und dann ein weiteres Mal, als er das prächtige Kreuz bemerkte, das seinem Gegenüber beim Aufschlagen des Kragens aus dem Gehrock glitt.

»Brünn, erste Klasse, jawohl, Euer Gnaden!«

Dann rückte er seinen Kneifer zurecht.

»Es pressiert, Euer Gnaden!«

Der Angesprochene schickte einen verzweifelten Blick nach oben und machte sich daran, die Stufen zu bezwingen. Die Mappe unter den Oberarm geklemmt, lupfte er mit der Linken seinen Gehrock, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben, und zog sich mit der Rechten am Geländer Stück für Stück hoch. Oben bei den Wartesälen ertönte erneut das Glockenzeichen, der Geistliche erreichte die Abfahrtshalle, wo die den Waggons vorgespannte Lokomotive bereits unter Dampf stand, fauchte, zischte und ihre Pfeife aufheulen ließ.

»Da sind wir!«

Der Dienstmann hob den Arm, um die Position des Waggons anzuzeigen, den der Geistliche zu besteigen hatte. Nur dort stand der Schlag noch offen.

»Das Gepäck?«

»Ist bereits verstaut.«

Ohne auf den genauen Betrag zu achten, steckte er ihm ein paar Münzen zu. Dann schickte er sich an, die Stufen in den Waggon zu erklimmen. Der erste Versuch missriet, beim zweiten ging ein Ruck durch den Zug, der ihn zur Seite warf. Nur die Haltegriffe verhinderten, dass er zu Boden fiel. Beim dritten packte ihn der Dienstmann am Hinterteil und schob ihn wie einen Mehlsack nach oben. Seine Hilfestellung mutete grob an, war aber durch und durch zweckmäßig. Als er glücklich oben stand, drehte sich der Geistliche noch einmal um, schaute auf den Dienstmann hinunter, lächelte und nickte ihm anerkennend zu; dann wurde die Tür zugeworfen und der Zug setzte sich in Bewegung.



DER GEISTLICHE LEGTE seinen Zylinder auf die Ablage, knöpfte seinen Gehrock auf und ließ sich seufzend in den gepolsterten Sitz sinken. Das gelockte, graue Haar klebte nass an seiner Stirn, seine goldumrandete Brille hatte sich beschlagen. Er zog ein Taschentuch aus der Hose, putzte die Gläser und trocknete anschließend sein Gesicht. Er sah sich um und stellte fest, dass er der einzige war, der erster Klasse reiste. Die Fahrt von Brünn nach Wien und zurück hatte er im Lauf der Jahre vielfach gemacht, allerdings immer in Begleitung. Diesmal musste er alles alleine bewältigen, denn Josef, sein Bediener, war unpässlich zu Hause geblieben. Bei früheren Reisen hatte er sich mit der zweiten Klasse begnügt, aber nun war er nicht nur alt und krank, er fühlte sich auch so und war solcher Erleichterungen bedürftig geworden, wie sie ihm der Luxus des Wagens bot.

In einer sanften Rechtskurve fuhr der Zug aus dem Nordbahnhof heraus und drückte den alten Herrn seitlich in die Polsterung. Bald danach kam der Widerhall der stampfenden Maschine und das Schlagen der Räder aus größerer Entfernung, und man wusste, auch wenn es draußen noch dunkel war, dass der Zug die Donau überquerte. Der Reisende schob den Vorhang des Coupés beiseite und schaute auf das Wasser hinunter, das

sich kaum wahrnehmbar in zähem Grau dahinschleppte. Entlang des Ufers stand der Nebel, der auch die Brückenpfeiler und Flussauen umwölkte. Dann wurde das Kreischen der Räder und das Holpern von Stahl auf Stahl lauter, ein Luftzug drängte heran, der Schaffner hatte die Tür geöffnet und trat über das Verbindungsbrett aus dem Freien in den Waggon.

»Herr Prälat, habe die Ehre.«

Der Schaffner lüftete seine Dienstmütze und verbeugte sich. Man kannte sich, das Personal war immer demselben Zug zugeordnet. Der Angesprochene begann in den Taschen seines Gehrocks zu kramen.

»Lassen Sie nur Ihr Billett, passt schon.«

Der Prälat wies auf den Platz gegenüber.

»Helfen Sie mir: Wie war noch mal Ihr Name?«

Der Schaffner setzte sich an den Rand des Polsters, um nicht die ganze Sitzfläche in Anspruch nehmen zu müssen.

»Ullmann, Adam.«

»Richtig. Ihre Frau war doch krank. Ist sie wieder gesund?«

»Danke, ja.«

»Und was macht der Sohn?«

Er legte seine Stirn in Falten und zuckte die Achseln.

»Nur Sorgen! Ob aus dem etwas wird? Ich weiß nicht.«

Dann stand er auf und zog eine Taschenuhr aus der Hose.

»Sie müssen entschuldigen, Herr Abt ...«

»Freilich.«

»Wir wären ja bald in Floridsdorf. Soll ich eine Bestellung durchgeben? Nach Lundenburg, ein Gabelfrühstück?«

»Bitteschön! Wenn Sie so freundlich wären!«

Der Wagen ruckte hin und her, bis ihn die Bremsen der Lokomotive zu einer langsameren Fahrt gezwungen hatten. Der Schaffner verbeugte sich noch einmal und trat dann hinaus.

Aus dem Sohn des Kondukteurs wurde nichts. Warum? Abt Gregor faltete die Hände vor seinem Bauch. Frauen, Schnaps, Kartenspiel? Das waren die stets offensichtlichen Verfehlungen, solche, die zur Schau getragen wurden. Diese Personen zeigten kein Interesse an einem rechtschaffenen Leben. Oder waren zu schwach, um ein solches überhaupt in Angriff nehmen zu können. Ließen sich einfach treiben. Trotzdem sammelte sich dabei etwas an, denn sie hatten die Frauen, sie tranken den Schnaps und verspielten das Geld. Schlimmer war es doch, das Höchste zu versuchen, das Beste zu wollen und nichts davon zu erreichen. Den Strebsamen traf das Scheitern mit großer Wucht, er war ihm ausgesetzt, weil er von seinem Einsatz nichts mehr zurückbehält: Er hatte die gesamte Existenz vertan.

Der Zug fuhr in Floridsdorf ein.



ABT GREGOR SPÜRTE, wie ihm die Tränen in die Augen traten. Er schämte sich seiner Wehrlosigkeit, nahm die Brille ab und bedeckte sein Gesicht mit dem Taschentuch. Das Auge Gottes ruhte immer auf dem Menschen, der Herr wusste alles, trotzdem versuchte Gregor ihn abzulenken, gab sich geschäftig, stand auf, beugte sich über seine Ledertasche, wühlte darin, holte ein Etui mit Zigarren hervor, zündete eine an und hüllte sich in die Rauchschwaden.

Aus ihm, dem Sohn von Anton Mendel, war auch nichts geworden. In eine Position berufen, der er nicht gewachsen war. Dem Drang nach Wissen bedingungslos gefolgt, aber im Dunklen umhergestolpert. Ein alter dicker Mann. Dazu aufgeschwemmt, abends die Füße so gedunsen wie die eines Elefanten. Das Wasser würde immer höher steigen und sein Herz ersäufen. Bald.

Er zog das nutzlos gewordene Stück Papier hervor, das aus seiner Tasche lugte. Eigentlich hatte er daraus vortragen wollen, aber man ließ ihn nicht. Um die Sachlage parat zu haben, war oben das Datum vermerkt: *Gesetz vom 7. Mai 1874, mit welchem behufs Bedeckung der Bedürfnisse des katholischen Cultus die Beiträge zum Religionsfonde geregelt werden.* Darunter standen seine Argumente gegen diesen *Religionsfond* aufgereiht:

glasklar, gestochen scharf, nicht widerlegt. Bitter war, dass seine Partei das Gesetz im Reichsrat eingebracht hatte, die Deutschliberalen, für deren Wahl er über sämtliche Schatten seines Standes, seiner Konfession und der damit verbundenen weltanschaulichen Selbstverständlichkeiten gesprungen war. Die Sozialisten und Nationalisten lehnte er ebenso ab wie die Konservativen, die das Kaiserreich in seiner herkömmlichen Form erhalten wollten. Aufklärung, Rechtsstaatlichkeit, Presse- und Meinungsfreiheit, vor allem aber die Freiheit der Bildung, die einer wie er so hochschätzte, weil er als Bauernsohn einen steinigen Weg zu Schul- und Studienabschlüssen zurückgelegt hatte. Natürlich waren die Deutschliberalen als frühere Protagonisten der Revolution von 1848 Gegner des Klerus und wollten die Kirche aus den angemäßen politischen Einflussbereichen herausdrängen, aber das war in Ordnung, denn Kirche und Staat hatten unterschiedliche Aufgaben und konnten ihre Wirkungsmöglichkeiten ausreichend in dem ihnen gesetzten Rahmen entfalten.

Ein jeder beschränke sich auf das Seine! Unwillkürlich nickte er bei diesem Gedanken.

Umso widersinniger der gesetzliche Eingriff in die Finanzen des Klosters, das doch selbst für das Auskommen der Seinen sorgte. Dass kirchliche Einrichtungen, die unter staatlicher Verwaltung standen, diese Steuer zu entrichten hatten, war nachvollziehbar. In der Tat mussten die dort arbeitenden Seelsorger angemessen bezahlt werden. Hier floss die Steuer an die zurück, die mit dieser Abgabe gemeint waren, und der

Staat blieb Treuhänder der aufgebrachten Mittel. Abt Gregors Thomasstift lebte jedoch ausschließlich vom eigenen Besitz und seiner Hände Arbeit, kein Kreuzer würde dem Kloster aus dem Religionsfond zugeteilt werden. Zudem sprang der Orden mit seinem Vermögen überall da helfend ein, wo seine Unterstützung nottat. Der Staat verletzte mit dem Gesetz seine Verfassungsgrundsätze, wenn er sich am Eigentum seiner Bürger vergriff.

Das war die Sachlage. Tief ausatmend blies Gregor Mendel den Rauch seiner Zigarre nach oben zur Decke des Coupés.

Als Abt musste er sich dagegenstellen, denn durch seinen Eid war er verpflichtet, den Besitzstand des Klosters zu wahren. Auch wenn er als Amtsträger zu fürsorglichem Geiz genötigt war, hinderte ihn das nicht, sein eigenes Geld mit vollen Händen zu verteilen. Ob es der Brünner Musikverein, die Heinzendorfer Feuerwehr, bedürftige Schüler oder sonst ein Unbemittelter war: Keinen schickte er ohne Almosen weg. Als die hohe Behörde den heftigen Widerstand des geschätzten Abts wahrnahm, gab sie sich geschmeidig, kein Gesetz müsse seinem Buchstaben nach zur Anwendung kommen. Wenn er es nur endlich anerkenne, lasse sich eine großzügige Lösung finden.

Solche Hinweise trieben ihn noch mehr auf die Barrikade. Es ging ihm nicht um die Ausführung des Gesetzes, sondern um das große Ganze, das Prinzip: In einem Rechtsstaat dürfe es in Bezug auf Mein und Dein nur eine Moral geben. Wie konnte man von ihm ver-

langen, die Beraubung kirchlicher Institutionen gutzuheißen, selbst wenn man ihm bedeutete, dass der Diebstahl gnädig ausfallen werde? Die Konventualen des Thomasstifts waren Staatsbürger wie alle Grundbesitzer und Vermögensinhaber auch, deren Besitz man niemals antasten würde. Das Kloster hatte ein Recht auf Gleichbehandlung!

Auf den Rekurs war die Zurückweisung gefolgt, so oft und so lange, bis die mährische Statthalterei Zwangsmaßnahmen einleitete. Bereits zwei Jahre später stand die Pfändungskommission an der Pforte. Abt Gregor empfing sie persönlich und kündigte schärfsten Widerstand an. Nur mit Gewalt lasse er sich die Schlüssel aus der Tasche nehmen. Die Staatsmacht wich zunächst zurück, einen Kirchenmann zu packen, um ihn zu visitieren, hätte die Öffentlichkeit gegen sie aufgebracht. Erst als der Abt in einem feierlich gehaltenen schriftlichen Protest ihr Vorgehen als Versuch einer rechtlosen Konfiskation anprangerte, schlug sie gereizt erneut zu. Die Statthalterei verfügte die Sequestration von Kirchengütern; die Einkünfte des Thomasstifts sollten so lange der Behörde zufließen, bis die Steuerschuld gedeckt sein würde. Abt Gregor war nicht mehr Herr im Haus.

Über die Jahre fraß sich der Hader nach innen und begann ihn aufzuzehren. In der bürgerlichen Schale steckte ein empfindsamer Kern. Die Unzuträglichkeiten machten ihn krank, Herz und Nieren waren angegriffen. Sein Mitbruder und Freund Thomas Bratranek, den er in diesen Zeiten so dringend gebraucht hätte,

lehrte im weit entfernten Krakau. Der literarisch beschlagene Gefährte hatte ihm Goethe nahegebracht, aus dessen Gedichten er das Motto herausschrieb, das er sich verordnete: *Allen Gewalten / Zum Trutz sich erhalten, / Nimmer sich beugen, / Kräftig sich zeigen ...* Er bot alles auf, um sich daran zu halten, aber eigentlich war seinem Wesen die Redewendung der Bauern gemäßer: Man dürfe *nie gegen den Wind brunzen*.

Bis vor einiger Zeit war das Kloster ein gastliches Haus für die Spitzen der Brünner Gesellschaft gewesen. Jeden Sonntag hatten Landeshauptmann, Statthalterei, Gerichtsräte und andere Honoratioren im Klostergarten einen noblen Stammtisch gebildet und zusammengekegelt. Sie alle waren aufgeboten worden, um den wild Gewordenen zu beschwichtigen und zum Einlenken zu bringen. Er witterte den Verrat sofort. Das Krumme, das Verschlagene war ihm zuwider. Selbst wenn er sich große Mühe gab, standen ihm Komplimente, Floskeln und diese Kumpanei der Schönredner und Honigschmierer nicht zu Gebote. Hatte die Rede einen Sinn, drehte sie sich um einen Kern, den man geradewegs zum Ausdruck brachte. Außerdem verschanzte man sich nicht hinter seinen Worten, man stellte sich vielmehr mit der Glaubwürdigkeit der ganzen Person vor sie. Aber diese Herren gaben sich geschickt, nickten, wo es nichts zu verstehen gab, und schüttelten den Kopf, wo sie wirklicher Anteilnahme nicht fähig waren.

Abt Gregor zog sich zurück, der offen freundliche Umgang miteinander war verdorben. Auch die andere

Seite gab ihn auf, und die Herren betrachteten ihn als krankhaften Querulanten. Nach all den Jahren erzeugte die Affäre Mendel nur noch Überdruß und Abwehr, zumal die Front der Kirchenmänner gegen das Gesetz inzwischen gebröckelt war; man arrangierte sich und fuhr nicht schlecht dabei. Wie das vonstatten gehen könnte, hatte man auch ihm angedeutet. Man wisse doch um die Verdienste des Herrn Prälaten, deshalb seien Ehrenämter und Auszeichnungen angedacht wie die Berufung ins Herrenhaus oder ein Sitz im Verwaltungsrat der Hypothekenbank. Auch der Leopoldsorden, vielleicht sogar das goldene Vlies befänden in Reichweite, auf jeden Fall lasse sich eine Kompensation der Steuerschuld durch Verrechnung mit den Ausgaben und Verpflichtungen des Klosters bewerkstelligen.

Er schüttelte den Kopf.

Bald stand er allein, und den Bischof packte die Sorge, das rabiante Vorgehen des Prälaten werde das Klostervermögen über Gebühr vermindern; daher beauftragte er einen Ordensbruder mit der geheimen Überwachung seines Vorgesetzten.

Abt Gregor zog heftig an seiner Zigarre. Er spürte, dass man sich gegen ihn verschworen, vor allem aber kränkte ihn das wachsende Misstrauen in den eigenen Reihen. Anfangs hatten sie ihn unterstützt, jetzt fürchteten sie um die Schmälerung ihrer Gelder. Inzwischen hätten sie gerne einen anderen an seiner Stelle gesehen, Pater Rambousek vor allem brachte sich in Stellung, er intrigierte und ging auf Abstand zu ihm. Die Begrüßungen wurden kühl. Von den Stimmungen und

Gesprächen, die der Abt aufschnappte, handelten gutwillige davon, dass streitlustige Advokaten ihn in die Irre geführt hätten, die böartigen lauteten, dass er sich der ständigen Aufregungen wegen eine Hirnalteration zugezogen habe. Sein Wahn sei nicht mehr heilbar, und man müsse ihn unter ärztliche Aufsicht stellen, bevor er das Stift vollständig ins Unglück getrieben habe. Wenn sein Brüten und Sinnieren düster wurden, fürchtete er sogar, dass man danach trachtete, ihn zu beseitigen.

Die Welt stand gegen ihn. Das auszufechten, brachte sein Amt mit sich, aber den Entzug der brüderlichen Liebe ertragen zu müssen, überstieg das Zumutbare. Seinen Konventualen zu begegnen wurde zu einer Pein. Die Prälatur war stets allen offengestanden, aber zuletzt wollte er keinen mehr sehen. Ihr schlechtes Gewissen, in ihrer Reserviertheit ertappt zu werden, stand ihnen ins Gesicht geschrieben, ihre Bücklinge waren ein Verstoß gegen das achte Gebot.

Er verschanzte sich, duldete nur noch seinen Bediener Josef und seine Haushälterin Frau Doupovec um sich. An Besuch war ihm niemand mehr außer seinen beiden Neffen willkommen, mit denen er freundlichen Umgang pflegte. Statt zu kegeln, wurde Schach gespielt.

Ein Tierhändler brachte Gustl und Radek, zwei riesige, bereits abgerichtete Bernhardiner. Der Prälatengarten wurde ihr Revier. Betrat ihn einer, kamen sie ange laufen, galoppierend, wie dies so schwere Tiere zu tun pflegten; der erste warf sich gegen den Ankömmling,

richtete sich auf und legte ihm seine Pfoten auf die Schultern, der andere versperrte ihm den Fluchtweg. Wer glaubte, ihr Spiel befehligen zu können, der irrte: Sie ließen sich nicht abwehren; einem Klostergeistlichen zerrissen sie den Talar. Man hatte sich ihnen zu fügen, und auch Abt Gregor machte keine Anstalten, in das Treiben einzugreifen. Die Botschaft war klar, man sollte ihn in Ruhe lassen.

Acht Jahre lang wogte dieser Streit schon hin und her, ein Ende war nicht abzusehen, denn keine Seite wich zurück.

